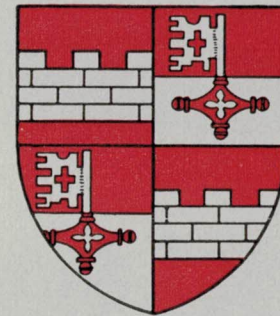


Sarner Kollegi-Chronik



10. Jahrgang

Heft 2

April 1948

DU LIEBE FESSEL DER HEIMAT

Heinrich Federer

Zwei Möven sah ich schwimmen im Morgen
Wie Schifflein ohne Fracht und Sorgen,
Ohne Leid zu scheiden und Leid zu landen,
Als ob sie die Heimat ans Schwänzchen banden.

Hätt' ich auch so ein leichtes Vogelherzchen,
Dem das Leben ein einziges Wanderscherzchen,
Ein Flattern und Pfeifen von Ast zu Ast,
Ein Rasten und Reisen, wo's besser paßt:

Dann wollt' ich es auch einmal versuchen,
Aus meinen schweren Tannen und Buchen,
Aus dem Kummer und Frieden im alten Nest
zu bummeln an ein neues Fest.

Doch bin ich gebunden an diese Scholle,
An die liebende, quälende, mühevollle.
Das Heimweh verzehrte mich armen Wicht,
hätt' ich ihr Herbes und Süßes nicht.

Die Gesichter nicht, die ich täglich schaue,
Die liebe Gewohnheit, in der ich ergrauere,
Den Mund, der befiehlt, und die Hand, die pflegt,
Und was mich duldet und liebt und schlägt.

O heiliges Ruhen im alten Boden,
So fromm und still wie in Sargesloden
Ein bekränztetes Kind der Unschuld ruht!
Dir bleib' ich treu, dir bleib' ich gut!

Ich sinke zurück in den alten Sessel
Und küsse der Heimat liebe Fessel.
Verzeih mir, daß ich beim Mövenzug
Nur ein Weilchen mein Sinnen zur Fremde trug!

Federer-Ehrung am Kollegium Sarnen

Heinrich Federers treue Anhänglichkeit an die wichtigste Lernstätte seiner Jugend, das Kollegium Sarnen, ist unter Dichtern wohl beispiellos. Und keine Schule weit herum im Schweizerland und darüber hinaus besitzt einen solch begeisterten Freund und Lobredner ihrer Schüleraufführungen, wie die Kantonale Lehranstalt ihn in dem Dichter Heinrich Federer gefunden hat. In den bekannten großen Romanen: »Pilatus« und »Mätteliseppi«, in den Jugenderinnerungen »Am Fenster« und besonders in den nachgelassenen Kapiteln seiner Lebensgeschichte »Aus jungen Tagen« erzählt Federer von seinen Kollegijahren und seinen Theatererlebnissen. Dichterisch wie menschlich bewahrte er dem Kollegium eine warme Dankbarkeit. Noch zum Jubiläum des Klosters Muri 1927 schrieb er rührende Zeilen: Wie gerne er gekommen wäre, er, der sonst allen Festen und Feierlichkeiten entsagen mußte. Er betonte, wie frisch noch die sieben Kollegijahre in ihm leben, und zählt dann die einzelnen lieben Orte auf: die Konviktskapelle, die jährlichen Exerzitien, die Fronleichnamsoktav mit der viertelstündigen Andacht in der letzten Nachmittagsstunde und den unvergeßlichen Schulunterricht. Stets unterschrieb er sich »Ihr dankbares Kollegikind«.

Es war also ein Akt der Pietät, wenn das Kollegium seinerseits zur zwanzigsten Wiederkehr von Federers Todesjahr († 29. April 1928) des großen Schülers dankbar gedachte und in den Fastnachtstagen dieses Jahres des Dichters einziges erhaltenes Drama »Thomas Becket« wieder aufführte, nachdem es vor 50 Jahren auf der Studentenbühne im Beisein Federers seine Uraufführung erlebt hatte. Jedermann glaubt Heinrich Federer einigermaßen als Erzähler zu kennen, niemand aber weiß etwas von ihm als Dramatiker. Darum war man allgemein auf die erneute Wiedergabe des Stückes gespannt. Und die Erwartung wurde nicht enttäuscht: sowohl die geladenen Gäste und die vielen Besucher unseres Theaters als auch die Spieler selbst kamen auf ihre Rechnung, und der Regisseur P. Sigisbert Frick konnte sich für seinen Wagemut und seine Mühen belohnt erachten. Durch die Heimkehr-Ouvertüre von F. Mendelssohn wurde das Drama wirkungsvoll eingeleitet. Den Theateraufführungen ging am 1. Februar eine morgendliche Gedenkfeier, eine Federer-Matinee, voraus, bei der von zwei Knaben vorgetragen, in Hans Osers Vertonung, das frühe Gedicht »Trösterin der Nacht« und das später entstandene »Nachtlied« sowie das tiefempfundene »Über sieben Bäche geht es« (siehe S. 47 Artikel »Heinrich Fede-



Heinrich Federer (um 1898). Nach einem Gemälde von Anton Stockmann

rer in seiner religiösen Lyrik« von Dr. Hämmerle), das Federer vor seinem Gang in die Klinik geschrieben hatte, zu hören waren. Ein Zweitlateiner rezitierte das in diesem Heft abgedruckte Gedicht »Du liebe Fessel der Heimat«, und eine Vorlesung von Federers Theatererinnerungen seiner Lebensgeschichte »Aus jungen Tagen« vergegenwärtigte die nachhaltigen Eindrücke, die der Dichter von der Kollegibühne mitgenommen hatte. Das Kernstück der Feier jedoch war P. Si-

gisberts gediegener Vortrag über das dramatische Schaffen Federers, der zum Teil in dieser Nummer veröffentlicht wird.

Am 18. Februar sodann eröffnete die neu ins Leben gerufene Volkshochschule Sarnen ihren ersten literarischen Bildungskurs, und zwar über Heinrich Federer. P. Rektor hielt den Einleitungsvortrag über des Dichters Herkunft und Werk und sprach in einem zweiten Vortrag über Federer als Heimatdichter. Dr. Alphons Hämmerle behandelte Federer als Lyriker, P. Rupert Amschwand Federer und Bruder Klaus, und P. Sigisbert orientierte in zwei Vorträgen über Federer als Journalist und sein Verhältnis zu Land und Leuten von Italien. Dieser Bildungskurs fand lebhaftes Interesse und großen Anklang. Und schon wurde der Wunsch laut, man möchte doch auch Vorleseabende über die einzelnen Werke Federers halten.

So ehrte nicht nur das Kollegium sondern ganz Obwalden seinen Dichter, der beiden ein unvergängliches literarisches Denkmal gesetzt hat.

P. Bonaventura, Rektor.

„Thomas Becket“ von Heinrich Federer

P. Sigisbert Frick, O. S. B., der vor dem Abschluß seiner Dissertation über Federer steht, hielt am 1. Februar dieses Jahres in unserer Federer-Matinee einen Vortrag, wo er folgende drei Fragen beantwortete: Was hat Federer von der Bühne bekommen? Was hat er ihr gegeben? Was hat er von der Bühne gefordert? Im folgenden bringen wir jenen Teil des Vortrages zum Abdruck, der sich mit dem dramatischen Schaffen Federers, insbesondere mit seinem Drama »Thomas Becket« befaßt. D. Red.

Federers dramatische Pläne gehen bis in die Studienjahre zurück. Als er 1890 in Freiburg Theologie studierte, verfaßte er sein erstes Drama. Seinem Freund Stockmann schreibt er am Weihnachtsabend 1890 darüber: »Das Drama, woran wir an jenem sonnigen Sonntagabend des vergangenen Septembers in eurem Garten so begeistert herumsannen, ist noch nicht ganz zu den Toten gelegt. Zeit zum Dichten hätte ich nun reichlich gehabt, da mir die Krankheit jedes ernstere Studium verwies. Nun habe ich wirklich letzthin in einer schlaflosen Nacht den ganzen Plan für einen »Struthan Winkelried« entworfen und zwei drei Szenen begonnen. Würde ich nicht zu lange und zu breit und wäre ich jetzt minder ermüdet, so wollte ich das ganze Machwerk Deiner kritischen Prüfung unterbreiten ... wenn wir in Wahrheit Talent haben, so ist es eine Sünde, dasselbe nicht hier aufs eifrigste zu bemühen ...

Balladen, Bilderzyklen und dergleichen zu schaffen, dünkt mich fast schwerer als ein Drama.«

Ein paar Monate später lesen wir in einem Schreiben an den gleichen Freund: »Strut liegt noch in den Windeln, weil ich immer noch zu krank war, ihn herauszuheben und großzuziehen. Und doch sollte er ein großer Held, eine ritterliche Größe werden! In den letzten Tagen begann ich langsam einige Szenen auszuführen ... An meinem Plane habe ich eine ganze lange Nacht hindurch in der glücklichsten Stimmung genäht, geflickt, geschnitten und wieder genäht, und heute, nachdem ich Etliches ausgearbeitet habe, sehe ich mich doch wieder zu zahlreichen Änderungen genötigt. Aber ich lasse das Stück einmal nicht mehr los, und wenn ich in diesem Jahr nicht damit fertig werde, so fahre ich im nächsten fort. Diese Zähigkeit wurzelt etwa nicht in der Hoffnung, daß mir ein künstlerisches, echtes Drama gelingen werde; ... ich gewöhne mich dadurch mehr an Ausdauer, habe Gelegenheit, die Geheimnisse der Dramaturgie hier und dort zu entschleiern und lerne die großen Gaben der echten Dramatiker noch mehr achten, wärmer lieben und voller genießen ... In der ersten Ausführung drängen sich mir leider sehr zu dringlich hohle Phrasen, Wortgeklingel, Wiederholungen etc. auf, auch scheint es mir anfangs etwas wider die Natur zu gehen, wenn ich die Lyrik bannen und auf reiche Handlung hinstreben soll. Aber gerade hier lerne ich viel, und das ist doch einstweilen die Hauptsache ... Sehr beachten wird man auch müssen, daß schon ein »Wilhelm Tell« existiert und der Strut nicht als Nachahmungsstück des Schillerschen erscheinen darf.« Er fügt dann die Bitte bei, doch ja alles geheim zu halten, da er sich sonst unsterblicher Dichterschmach aussetzen könnte.

Und wieder nach einigen Monaten berichtet er: »Der Strut reckt kein Glied und schläft, als wollte er nie mehr erwachen. Ich fürchte, hier in Freiburg bringe ich nichts fertig mit diesem Stoffe.« Im gleichen Schreiben sagt er auch, daß der Literaturprofessor Dr. Jostes ihm einen großen Stoff zu einem Drama angeboten habe: »Die Wiedertäufer«. Er lehnt, der allzugroßen Schwierigkeit wegen, den Plan ab, und zieht es vor, mit seinen dramatischen Versuchen in den Bergen der Urschweiz zu bleiben.

Der nächste Brief bringt dann die frohe Kunde: »Mein Drama ist nun vollendet. Mit einer durchlöcherten Logik bin ich schließlich bis zum »Vorhang fällt« im Schlußakt gekommen. Oft gefällt mir eine Partie, oft werfe ich alles unwillig beiseite.« Obschon er selbst nicht zu einem endgültigen Werturteil über sein Werk gelangt, erkühnt er sich, es noch

im gleichen Jahr an eine Preiskonkurrenz nach Hamburg zu senden. Leider ist das Drama seither verschollen. Es wäre gewiß erfreulich, wenn wir es eines Tages aus der Vergessenheit bringen könnten.

Wenn Floeck, der Biograph Federers, recht unterrichtet ist, hat unser Dichter in Jonschwil für die dortige Dorfbühne ein Drama geschrieben, dessen Held Columbus ist. Auch es ist verschwunden.

Ein besseres Geschick war nun dem Drama beschieden, das er für unsere Bühne schrieb. Wer mit Federers Leben vertraut ist, der weiß, daß die Jonschwiler Kaplanenjahre nicht jene selige Zeit waren, wie er sie später mit verklärtem Blick in der Erinnerung wieder aufleben läßt. Auch dort waren ihm oft kranke, düstere Tage schwerster Atemnot und seelischen Gedrücktheits beschieden. Die Erfüllung der seelsorglichen Pflichten war ihm nicht immer möglich. Allmählich nahm das Seelsorgsideal andere Formen an, als er sie erwünscht hatte. Immer mehr kommt nun Federer zur Einsicht, daß sein Platz am Schreibtisch sei, daß er mit seiner kranken Brust nicht für die Kanzel und den Beichtstuhl taue.

Im November 1896, nach einem Theaterbesuch in Zürich, kam es ihm so recht deutlich zum Bewußtsein, welches seine Zukunft sein sollte. Er will Dramatiker werden. »Ich griff eigentlich mit der Hand in die Luft nach einem Helden aus, der Interesse weckte, das Herz erstürmte und Gefühle vollkommener Kunstfreude schüfe«, so meldet er seinem Freunde Stockmann. »Noch habe ich weiteres nicht bedacht, keinen festen Namen, kein Bild der Geschichte oder reinen Dichtung. Aber diese Voraussetzungen würden sich hoffentlich rasch abwickeln, wenn ich eine Bühne, eine zugesicherte Aufführung hätte. Sogleich dachte ich ans Sarner Kollegium, wo man mir sehr gewogen ist.« Sein Freund sollte Vermittlungsmann sein, denn in seiner Schüchternheit wagte er es nicht, direkt mit dem Regisseur dieser Schulbühne in Verbindung zu treten. Er dachte nun daran, Karl V. dramatisch zu bearbeiten, dann spricht er auch von Hannibal, »dieser alten Liebe meiner Syntax«. »Auch Thomas Becket möchte mir wohl gefallen. Ja, eigentlich, je länger ich sein Bild betrachte, desto ergreifender dünkt es mich. Das hochsinnige Standartehalten für die Kirchenfreiheit gegen den König — und Heinrich II. war so ein dramatischer Mann! — darf schon um poetische Verherrlichung werben. Ich bitte Dich sehr um Konrad Ferdinand Meyers »Der Heilige«. Ist wohl Becket schon dramatisch behandelt?«

Dann lockte es ihn wieder, den offenbar inzwischen aus Hamburg ohne Siegeskranz zurückgekehrten Strut auf der Sarner Bühne zu sehen.



Szene aus »Thomas Becket«

Schließlich aber entscheidet er sich, ein neues Drama zu beginnen und wählt als dessen Helden Thomas Becket, den glorreichen Märtyrer. Im Januar 1897 kann er an Stockmann schreiben: »Mein Drama ist nun im Plane abgegrenzt. Lange hatte ich Lust, ähnlich dem »Julius Cäsar« den letzten zwei Akten als Handlung und dramatische Lösung den Sühnekampf gegen Heinrich II. und dessen schauerliches Ende zuzuhalten. Nun aber bin ich wieder davon abgekommen. Auf Aschermittwoch habe ich das Drama dem P. Nikolaus zugesagt. O daß es doch zu Ostern gespielt werden könnte! In meiner seelischen Verumständung bedeutete die Osteraufführung eine wirkliche geistige Auferstehung.«

Indessen ging das Jahr vorüber, ohne daß das Drama auf die Bühne kam. Erst am 10. Dezember 1897 schreibt er: »Vor drei vier Tagen habe ich meinen Thomas dem P. Sigisbert zugesandt. Ich bemerkte ihm, er solle Dir die Tragödie zum Lesen geben. Denn ich bin gespannt darauf, was Du wohl dazu sagen wirst. Ist das Drama doch direkt auf Dich zurückzuführen, der mir den Ansporn gab und den Helden bezeichnete.

Ich spreche es nun Dir gegenüber offen aus, daß ich im Thomas für die Studentenbühne ein nicht unpassendes oder unwürdiges Stück geschaffen zu haben glaube. Für ein jugendliches Publikum, das vor allem begeistert sein will, kommt ja Schwäche der Charakteristik nicht so sehr in Betracht. Sollte aber mein Opus von Welt- und Lebenskundigen gemustert werden, so würde ich zum vornherein auf keine gute Note hoffen. Schon jetzt möchte ich allerlei ändern, wenn es nicht an Zeit gebräche, um die einzelnen schärfer zu beleuchten und das Treibende der Handlung natürlicher und zwingender zu gestalten. Jedenfalls soll dies nicht die letzte Fassung des Dramas sein. Bei meinem Schlendrian habe ich mich erst so recht eigentlich vergangenen Juli an die Arbeit gesetzt, nachdem ich im Winter über den Anfängen eingeschlafen war. Dann ließ ich die Sache wieder bis im November liegen. Jetzt aber raffte ich mich auf und hastete in kurzem das meiste zusammen. Die Spuren dieses unfließigen Wirkens sind nun leider an der Arbeit hinterblieben. Aber mittlerweile ist mich doch die Lust angekommen, Ähnliches wieder zu schaffen, aber dann in Ordnung und Gesetz und mit eingehendem Vorstudium. Trotz aller Mängel würde ich mich doch freuen, wenn das Stück bühnenfähig erklärt wird. Besonders bitte ich Dich, den Patres die Länge des Theaters auszureden. Die bekanntesten Dramen sind in Wahrheit länger...« Einige Zeit später stellt er seinen Besuch der Aufführung in Aussicht, wenn kein Fiasko zu erwarten sei. Nochmals bedauert er sehr, zu hastig und dann wieder zu phlegmatisch gewesen zu sein und sehr oft mit dem Teufel des Zweifels im Bunde gedichtet zu haben. Der vielen Unzulänglichkeiten bewußt, drückt er wieder die Absicht aus, beim nächsten Werk solider und gründlicher zu arbeiten. Er ist überzeugt, ein gutes und eigentlich wertvolles Drama zustande zu bringen, wenn er mit mehr Zielbewußtheit arbeitet. »Aber dann möchte ich einmal charakteristisch verfahren«, sagt er, »zeichnen nach dem Leben und hiebei steht mir ein Widerspruch gewaltig im Wege. Einerseits sollte man doch von lebenden und wohlbekannten Menschen das dichterische Abbild nehmen und andererseits möchte ich doch viel lieber aus der Vergangenheit, aus dem Mittelalter eine Figur holen. Das Verfahren aber, wie man modern Empfundenes in antike Rede und Kleidung steckt, ohne Unnatur zu schaffen, ist mir ein großes Geheimnis.«

Heinrich Federer ist dann zur Aufführung des Stückes erschienen. Es sind für ihn gewiß köstliche Stunden gewesen, als er sein Werk auf der Bühne sah, das mit großem Beifall aufgenommen wurde und eine sehr gute Presse fand. Zwar übersah man gewisse Mängel, von denen

der Autor selbst schon gesprochen hatte, nicht, kam aber doch zu einem, für den Dichter durchaus ermutigenden Endurteil. Federer war nicht mit allem Lob, das man ihm spendete, einverstanden, der Erfolg spornte ihn jedoch ohne Zweifel an, sich mehr und mehr literarischen Arbeiten zu widmen. Noch im gleichen Jahre äußert er die Absicht, sich in absehbarer Zeit aus der Seelsorge zurückzuziehen, der er sich infolge seiner Krankheit, von welcher fast in jedem Brief die Rede geht, doch nicht ganz hingeben könnte. »Siehe, lieber Freund«, so schreibt er, »wenn ich am Leben bleibe, woran ich oft zweifle, so habe ich im Sinne, noch von Neujahr weg drei Jahre hier zu verbleiben und dann unwiderruflich fortzuziehen, meine Gesundheit und meine literarische Neigung zu pflegen, keine Pfründe mehr anzunehmen, oder eine, die mehr ein Ruheposten ist, und vor mich hin vom Ertrage meiner Feder zu leben.«

Es drängt sich hier unwillkürlich die Frage auf, warum Federers Drama »Thomas Becket« damals und auch später nicht im Druck erschien und deshalb allmählich wieder in Vergessenheit geriet. Und dies obschon die Presse, wie gesagt, günstig geurteilt hatte. War doch damals schon am Ende einer langen Besprechung zu lesen: »Das Feuer der Begeisterung, das Federer in Obwalden angefacht, die Lorbeerkränze, welche die Wände der Kaplanei zu Jonschwil schmücken, mahnen ihn an die ernste und heilige Pflicht, zur Ehre Gottes und der Kirche, deren Diener er ist und von der seine Dichterseele die Nahrung empfängt, zur Freude und sittlichen Erhebung des Publikums seine Gaben der Dichtkunst zu weihen, auf dem betretenen Pfade weiter zu wandeln und im Verein mit andern katholischen Dichtern auf Grundlage der ewig wahren Prinzipien auf dem Boden der gesunden, kräftigen Wirklichkeit die katholische Poesie einer großen, schönen Blüte entgegenzuführen.« (»Ostschweiz«, 20. April 1898.)

Wer indes den Charakter Federers auch nur in etwa kennt, versteht, daß er es nicht wagte, mit einem Werk an die Öffentlichkeit zu treten, das bei allen Vorzügen doch auch wieder manche Mängel zeigte. Er fand ja überhaupt den Mut nicht, eine größere Arbeit in Druck zu geben. Es geht vom fraglichen Zeitpunkt an noch manches Jahr, bis er sich mit seinem Erstling an die große Öffentlichkeit wagt. Es ist jene Zeit, von der er im Essay »Meine Erzähler« schreibt: »Immer noch wollte ich nichts schreiben als doktrinäre Aufsätze, die mir passabel, und Gedichte, die mir meist miserabel gelangen. Erst als es hieß: Mann, alleinstehender Hagestolz du, man kann nicht von Luft und Poesie leben,

begann ich einzelne kleine Erzählungen unter einem fremden Namen herauszugeben. Von da an veröffentlichte ich knapp soviel, als ich gerade zum Auskommen brauchte. Das Asthma und noch mehr das Gefühl der Scheu vor der Öffentlichkeit und meiner großen Unvollkommenheit, aber am meisten meine faule Genußsüchtigkeit, lieber Schönes zu lesen als zu schreiben, auch wenn ich's könnte, und lieber zu erzählen und dabei die Geschichte auf einem Dutzend Gesichtern zu genießen, als nur einen Federzug zu tun, das hat mich immer verhindert, ein Buch herauszugeben.«

Erst die Not, die bittere, hat ihn dazu gezwungen. Als er aber den sogleich einsetzenden, sehr großen Erfolg seiner Erzählungen sah, mußte er ja zur Einsicht kommen, daß das erzählende Wort seine Stärke sei. So ließ er Thomas Becket wieder einschlummern und dann weiter-schlafen, und es hat viel gebraucht, ihn wieder zu wecken.

Was uns an diesem Werk ganz besonders freut, ist der Umstand, daß es eben doch für unsere Bühne geschrieben worden war und hier seine Erstaufführung erlebte. In keinem andern Werk hören wir sodann so den jungen Federer wie eben hier. Denn wir besitzen kein Werk, das uns so weit zurückführt in die Lebens- und Leidenstage unseres lieben Dichters, wie es bei diesem Drama der Fall ist. Es gehört mit zum Gesamtwerk jenes Mannes, den wir mit stolzer Freude als den unsern betrachten.

Federers kurze Erzählungen, seine Geschichtlein, sind stets als das Beste bezeichnet worden von dem, was der Dichter uns schenkte. Braucht es schon zu einem Roman eine feste Hand zu klarer Linienführung, so ist dies offenbar im Drama noch wichtiger und notwendiger. Wir wissen, wie sehr das Schaffen Federers unter seiner Krankheit gelitten hat. So konnte er auch nicht Hand an Werke legen, die eine lange Reihe von gesunden Tagen erfordert hätten.

Und doch schien es mehrere Jahre nach der Aufführung des »Thomas Becket«, Federer wolle zur Bühne zurückkehren. Er begann, ermutigt durch das Drama Gustav Frenssens »Sönke Erichsen«, wieder ein Schauspiel zu schreiben »Das offene Handmehr«. Es sollte den schweizerischen Wahlmodus, geheime Abstimmung oder offenes Handmehr, behandeln. Im heutigen Kampf für und gegen die Landsgemeinde dürfte sich das Werk gewiß großer Aktualität erfreuen! Leider blieb die Arbeit Fragment. Herr Professor Dr. Birchler hat in seiner humorvollen, feinen Skizze »Heinrich Federers Mittagsschläfchen« den im Traum auf den Parnaß kommenden Dichter dazu verurteilt, nochmals

auf die Erde hinabzugehen und dort unter anderen auch dieses Werk, den Dreiakter zu vollenden. (Wilhelm Zimmermann hat in Nr. 49 der christlichen Kultur, Beilage der »Neuen Zürcher Nachrichten« vom 27. Februar 1948, das erste Blatt des wiederentdeckten Manuskriptes aus Federers Nachlaß abgedruckt. D. Red.)

Auch in diesem Fall hat die Erzählung das Drama verdrängt. Die umbrischen Reisegeschichtlein traten an dessen Stelle. So mag es etwas den Eindruck machen, es habe kein freundlicher Stern über Federers Schaffen für die Bühne gestrahlt. Von den Musen steht ihm offensichtlich Kalliope näher als Euterpe oder Melpomene.

P. Sigisbert.

Heinrich Federer in seiner religiösen Lyrik

Aus einem Vortrag des literarischen Bildungskurses über Heinrich Federer, im Rahmen der Volkshochschule Sarnen.

Von Dr. Alphons Hämmerle, zur Zeit Kollegium Sarnen.

Dichter ohne Frömmigkeit gibt es nicht. Auch dort, wo sie nicht mehr an den einen und einzigen Christengott glauben wollen, fühlen sie in ihrem Tiefsten, daß eine höhere Macht über ihnen steht oder auch in ihnen wirkt, deren Einfluß sie nicht leugnen können. Dichter waren zusammen mit den Heiligen schon seit Jahrhunderten immer die überzeugtesten Verteidiger Gottes gewesen. Wir könnten es daher von Heinrich Federer nicht begreifen, wenn wir in seiner Lyrik nicht da und dort dem religiösen Gefühl begegnen würden. Unser Dichter, der ja nur in der Lyrik das Innerlichste aussprechen konnte (wie er selbst mehrmals sagte), enttäuschte uns hier nicht. Verehrung, die ein Grundbestandteil der wahren religiösen Haltung ist, läßt so viele Verse seines lyrischen Werkes wundersam aufleuchten, und die damit verbundene Liebe be-seelte ja sein ganzes Schaffen. In den nachfolgenden Gedichten haben wir es mit der spezifisch religiösen, wir können sagen, christlichen Lyrik Federers zu tun. Das erste Gedicht »Mönch Heinrich« schildert uns in beinahe dramatischer Weise die Berufung des Dichters zum Priestertum Gottes. Wie jeder Mensch einmal vor die endgültige Wahl zwischen Weltliebe und Gottesliebe gestellt wird, so ist unser Dichter schon in seinen jungen Tagen, wo er noch viele bübische Dummheiten im Kopf hatte, vom Herrn aufgerufen worden. Er soll sich entscheiden, ob er der irdischen Zeche der Weltlust sich hingeben oder sich ein für allemal an den Altar des Herrn begeben wolle, wo seiner der gnadenvolle

Trank von Christi Erlöserblut wartet. — Theologische Spekulationen sagten Federer wenig zu, dafür war er zu sehr fühlender Mensch und Dichter. Darum schloß er sich lieber jener Art von christlicher Frömmigkeit an, wie sie der innige mittelalterliche Mystiker Heinrich Seuse pflegte. Ihm auch hat er sein Liebfrauenlied gedichtet, das anschaulich und mit warmen Gefühlen vorgetragen die kirchliche Muttergottesminne des Mystikers besingt. Unsere Liebe Frau war auch Federer die beschützende Mutter, und sie wurde von ihm dort, wo sich das frauliche Wesen in religiöser Weihe zeigte, hochverehrt und gepriesen. Ein Gedicht, »Unsere Liebe Frau im Walde«, legt Zeugnis ab von seiner echten Marienminne. Wir stellen in diesen Versen einen deutlichen Anklang an die religiöse romantische Lyrik fest, die ja ihrerseits bestrebt war, die fast vergessene religiöse Lyrik des deutschen Mittelalters wieder aufleben zu lassen. Auf solchen Spuren entdecken wir Heinrich Federer. Er hat auch in diesem Gedichte seinen eigenen, persönlichen Ton gefunden. — Per Mariam ad Jesum: in der Andacht zur Gottesmutter finden wir den geraden Weg zu Gott, sagt uns der katholische Glaube. Maria mit dem Jesuskinde auf den Armen ist ein in der europäischen Malerei und Bildhauerei immer wieder gerne gesehenes Bild. So können wir auch bei Heinrich Federer feststellen, daß er nach seiner Mariendichtung zum Kinde Jesu gelangt und in drei Gedichten vom Christkind zu sprechen kommt. Sie heißen: »Ans Christkind«, »Und kämest du wieder«, »Weihnachtstriptychon«. Betrachten wir für diesmal die ersten zwei. Sie behandeln beide das gleiche Thema, nämlich die Frage, wie sich die heutigen Menschen wohl stellten, wenn der Sohn Gottes noch einmal geboren würde und plötzlich unter uns erschiene. »Wenn Du als König oder Ritter kämest«, spricht er den Heiland an, »dann allerdings fändest du großen Anhang, und Tausende von Menschen würden sich vor Dir niederwerfen. Die Ärmsten und die Niedrigsten würdest Du jedoch in Deiner Pracht nie gewinnen können, denn jene fürchteten sich sehr vor Dir, dem mächtigen Herrn. Dir aber ist es ja weniger an den Reichen und Mächtigen gelegen, daher kämest Du noch einmal als armes und hilfloses Geschöpf zur Welt, damit diese einfachen Menschen sich Dir ohne Zaudern zu nähern wagten.« — Im zweiten Gedicht »Und kämest Du wieder« versetzt Federer Christi Wiedergeburt in die Schweiz. Er legt uns da sehr anschaulich dar, wie diese Geburt nicht anders von den Bürgern aufgenommen würde als die vieler anderer armer Familien, wie im Gegenteil Bürokratie, Polizei und die Kanzel auf die Nachricht, das soeben geborene Knäblein sei

der Hl. Christ, nicht besonders freundlich reagieren würden. Was dann später mit dem erwachsenen Christus ein zweitesmal geschehen würde, schildert uns der Dichter in den nachfolgenden Strophen erschütternd und lebensnahe. Sein Leben müßte auch diesmal mit dem Kreuzestode endigen. In der Tat wird heute in vielen Menschenseelen Christus neugeboren, und in vielen Menschenseelen vollzieht sich alle Tage Christi Martyrium des Kreuzestodes, dort eben, wo seine Stimme nicht gehört werden will, sondern, wo immer es auch sein mag, im Geschäftsleben, in der großen und kleinen Politik, in der Jagd nach Erfolg und Gewinn und so weiter, man stellt sich, als ob es einem unbekannt geblieben sei, als ob er überhaupt nicht existierte. Was Hugo von Hofmannsthal vom Dichter sagt, und was jahrelang das bittere Los Heinrich Federers selbst war, das unerkannte Leben des Dichters im Hause der Zeit und der Menschen, unter der Stiege bei den Niedrigen, bei dem Gesinde und bei den Hunden, machtlos und rechtlos, ist auch das Schicksal des Menschensohnes gewesen: Frieden und Brüderlichkeit bei einfachen Leuten, und verschlossene Tore, Unerkannt- und Verachtetsein bei den Mächtigen dieser Erde.

Federers Leben ging im Jahre 1928 seinem Ende entgegen. Er hatte in unermüdlicher, immer wieder durch sein Asthma angefochtener Arbeit ein bedeutendes episches Lebenswerk geschaffen. Trotz all dem hatte er sich nicht ausgeschrieben. Die Dinge der Welt bedrängten ihn auch weiterhin. Ihr Geheimnis, das Urewige in ihnen hatte sich dem Dichter nie restlos geoffenbart. Ihr innerstes Wesen sagbar zu machen, ihre Hintergründigkeit sichtbar hervortreten zu lassen und ihr reines Sein dem Menschen in beschwörender Formel näher zu rücken, wurde Federer in den letzten Monaten seines Erdenwandels zur stets beunruhigenden Aufgabe. Davon zeugen seine letzten Gedichtfragmente. Etwa 12 Bruchstücke sind uns von ihm überliefert worden. Sie legen beredtes Zeugnis ab vom erschütternden Ringen Federers um den Ausdruck letzter und reifer Erkenntnisse. Wie selten in seinem Leben stand ihm jetzt der Tod nahe, den er zu sich herrief, den er herbeisehnte, nicht immer ohne Angst und Bangen. Aber sein Glaube sagte ihm klar und überzeugend, daß der Tod ja nur ein Durchgang zu lichtvollerem Leben ist, und daß hinter dieser Pforte sein Herr und Gott stehe, um ihn aufzunehmen. Mit allen Fasern seines Lebens wußte sich der Dichter seinem Gott und Schöpfer verbunden. Ein einziges leises Wehen am Ärmel Gottes kann seinem Leben das Ende bedeuten, und so sieht er jetzt klarer denn jemals, daß

Gott alles ist und wir alle zusammen genommen ihm gegenüber ein Nichts sind, wie sehr wir uns auch emporrecken möchten. In einem weiteren Gedichtfragment »Erkenntnis« glaubt der Dichter, sich wohl etwas mißverstehend- nie »Tag« gewesen zu sein in seinem Leben sondern nur »Dämmerung«. Für meine Begriffe aber hat der Dichter, aus der zögernden Dämmerung des ersten lyrischen Dichtens aufsteigend, den hellen Tag der bunten Schöpfung mit seinem reichen, epischen Schaffen und seinen weitausholenden erzählenden Gedichten gelebt. Mit der Dämmerung einstens begonnen, geht der Dichter jetzt wieder nach dem Genuß des Lichtes in die Dämmerung ein, wo ihn die Nacht ruft, mit der er auch in der Mittagszeit seines Lebens im geheimen verschwistert blieb. So gelten seine letzten Verse noch einmal der Nacht. Sie lauten:

»Bleibe lange um mich, Mutter Nacht,
Ist ja niemand, der sonst bei mir wacht,
Niemand, der mich lehrt, daß Stillesein
Besser ist als aller Tagesschein.«

Und er endigt mit folgenden Worten:

»Stunde, du allerheilige, jetzt zur Türe
Schau ich zitternd, ob sie nicht leise
In den Angeln drehe und ob nicht zwei Füße,
Alabasterreine, schlanke Füße lautlos
Auf der Schwelle ständen, lilienhaft erblühte ...«

Damit meint der Dichter den Tod, den er in seinem Gedichte »Bräutigam« als den allein Gesunden und Seligmachenden pries.

Noch aber erlebt Federer einen Vorfrühling, dessen erregendes Wunder jugendlichen Keimens ihn zum Fragment »Erstling« anspornt, dann möchte er noch einmal vor den Herrlichkeiten der Schöpfung Gottes niederknien, in kindlichem Staunen verweilen und sich über die Wunder der Schöpfung noch einmal unsagbar tief freuen, der Welt, die ihm als ein blutfarbener, schwerer Theatervorhang erschien, wie es im Gedichtfragment »Der Vorhang« heißt. Dies heilige Tuch von Gottes Welt mußte einmal reißen, damit er endlich so wie der hl. Paulus in seinem Hohen Lied der Liebe sang, von Angesicht zu Angesicht, nicht mehr nur durch Symbole, durch einen Schleier verhüllt, sondern Gott selbst und seine Geheimnisse sehen, nein, schauen und bewundern könne. Hierin finden wir auch die wahre Erklärung, warum Federer Zeit seines

Lebens eine Sehnsucht nach der Nacht in sich nährte, die ihm als das Tor zu den überirdischen Wirklichkeiten erschien, wo der Herr auf ihn wartete, zu dem ihn sein augustinisch unruhiges Herz immerfort hintrieb. — Das letzte im Gedichtbände »Ich lösche das Licht« gedruckte Gedicht faßt noch einmal unseres Dichters Leben und Streben testamentarisch zusammen, dies Leben, das im Grunde nichts anderes sein wollte als ein Dienst an Gott und den Mitmenschen, so daß er für den Heimgang zu ihm, dem himmlischen Vater, alle Tage seines Lebens bereit war.

»Zuletzt«

(Von Hans Oser, Rapperswil, vertont.)

»Über sieben Bäche geht es, Herz, mein Herz, zu dir,
Und mit sieben Winden weht es rauh entgegen mir.
Doch dann wird an deinem Pförtchen alles gut und still,
Wenn ich harre mit dem Wörtchen: Herr, tu auf, ich will!«
A. Hämmerle, Sarnen.

Aus dem Studentenviertel

Motto: Was eine lange, weite Strecke
Im Leben auseinanderstand,
Das kommt nun unter einer Decke
Dem guten Leser in die Hand. (Goethe.)

Verehrte Leserschaft!

In meiner letzten, das heißt ersten Reportage hat mir das Reporter-teufelchen — auch so was gibt es — einen kleinen Streich gespielt, indem die Ankunft des neuen Abtes am 12. Oktober statt am 12. November gemeldet wurde. Vielmals Entschuldigung! Und nun darf ich mit gutem Gewissen vor Euch erscheinen, um meiner Reportermappe einige Berichte zu entnehmen von solchem, was nicht geschehen ist und hätte geschehen sollen, und von solchem, was nicht hätte geschehen sollen und doch geschah.

Wenn unser Philosophieprofessor behauptet, wir seien eher ein humoristisches als humanistisches Gymnasium, so wird diese Hypothese bestätigt durch zwei Nachrichten, die ich am 22. und 25. November verzeichnet finde.

Am Feste der heiligen Cäcilia, der Patronin der Musik, steht da: Heute levitiertes Hochamt im Beisein des Gnädigen Herrn. Und drei Tage später, wo bekanntlich die Philosophen das Fest ihrer Patronin feiern, ja, was ich da finde, das ist traurig: einen schwarzumranderten Fackel folgenden Inhaltes:

Todes- † Anzeige.

In tiefer Trauer machen wir Verwandten, Freunden und Bekannten die schmerzliche Mitteilung, daß der über Schule und Vakanztage waltende Rektor unsern innigstgeliebten, längst erwarteten, sehnstchtig erhofften, durch Pläne vorbereiteten, alt-ehrwürdigen, traditions-gemäßen, geliebtesten Tag des ganzen Schuljahres, den einzigen Trost der Philosophie, den

PHILOSOPHENTAG 1947

in die Ewigkeit abberufen hat. Er starb nach längerer, eingehender Diskussion im blühenden Alter, und selbst die Überredungskunst unserer Philosophieprofessoren konnte ihn nicht vom Tode erretten.

Wir empfehlen den allzufrüh Dahingeshiedenen Ihrem liebevollen Andenken.

Sarnen, Philosophenheim, 23. November 1947.

Die tieftrauernden Philosophen.

(Die Toten soll man ruhen lassen! D. R.)

Über der Zeit vom 27.—30. November steht in meiner Chronik der Spruch:

O beata solitudo, o sola beatitudo!

O glückliches Alleinsein, o alleiniges Glücklichein!

Während jenen Tagen fanden nämlich die heiligen Exerzitien statt. Die Wirkung der geistlichen Übungen wurde natürlich unterstützt durch ein Gerücht, welches kurz vorher aufkam und auf den 7. Dezember morgens 4 Uhr 27 Minuten Schweizerzeit den Weltuntergang prophezeite. Im Konvikt konnte man sich sogar für die Fahrt nach dem Himmel anmelden. Auch wurden Posaunenbläser, Zigarettenverkäufer, Liftboys (Swingboys wären genug vorhanden!), Kohlenschaufler und Heizer und so weiter gesucht. Trotz dieser guten Organisation klappte der Weltuntergang doch nicht!

Gerücht bleibt eben nur Gerücht,
Und es erfüllt sich meistens nicht.

Die Gerüchtemacherei wollte aber kein Ende nehmen. Am Sonntag des Exerzitien schlusses machte bereits ein neues Gerücht von einem freien Tage die Runde. Und wider Erwarten erfüllte sich dieses, und der 1. Dezember wurde schulfrei erklärt. Es war uns damit gerade Gelegenheit geboten, unsere gemachten Vorsätze außerhalb des Kollegiums zu erproben. Einem Professor — sein Namensvetter war auf Patmos auch so versunken! — soll es an diesem Tage passiert sein, daß er ahnungslos zur Schule ging und dort anstatt vor weisheitsvollen Köpfen vor leeren Schulbänken zur Erkenntnis kam, es sei schulfrei. O sancta mentis distractio!

Den Vorabend des Samichlaustages benützte unsere Harmoniemusik zu einem kleinen Ständchen, während dem im Theatersaal eine ganz geheimnisvolle Vorbereitung sich vollzog. Am Abend zog uns nämlich ein Künstler- und Zauber-Paar in seinen Bann. Die unglaublichsten Kunststücklein und Hexereien gingen da vor und hinter unseren Augen vor sich. Um ja keine physikalischen und chemischen Vorgänge und Betrügereien zu verpassen und zu übersehen, hatte sich P. Pius vorsorglich mit einem Feldstecher bewaffnet.

Am St. Nikolaustag eröffnete unser »viel«-harmonisches Orchester um 1 Uhr einen Bunt en N a c h m i t t a g. Neben einer Ländlerkapelle, deren Klarinette die Verwandtschaft mit der »Pfeife« der Brünigbahn deutlich erkennen ließ, einem Frag- und Antwortspiel à la Radio, einem drolligen Singspiel, sparte auch der würdevolle St. Nikolaus in der Schnitzelbank nicht mit Lob und Tadel nach allen Seiten. Manches bisher Unbekannte kam da ans Tageslicht, zum Beispiel wie Pater ... Halt ein! Reporter! Man soll nicht aus der Schule schwatzen. — Um 4 Uhr fand in der Metzgern die Fuchsen-Rezeption statt. Die Freude über den großen hoffnungsvollen Zuwachs beherrschte den ganzen Anlaß.

Der blinde Zufall wollte es, daß am Abend des 7. Dezember P. Dominik verreist und P. Rektor zur Klassentagung der Maturi des Jahres 1927 eingeladen war. Die Lyzeisten rochen den Pfeffer und feierten das Interregnum mit einem kleinen Notturmo.

Am folgenden Sonntag besuchten die oberen Klassen in der Metzgern einen Vortrag über »Volkshochschule«. Diese ist inzwischen zur Welt gekommen und wurde von der Altsubsilvania und dem Kollegium aus der Taufe gehoben. Am gleichen Sonntag zeigte sich auch die Abstinents-Sektion mit einem Film vor der Studentenschaft. Wenn dieser Verein sonst im stillen arbeitet, so wagt er es doch immer

wieder, im Bild für seine Ideen zu werben. Am 18. Dezember folgte ein weiterer Vortrag vom Schriftsteller und ehemaligen Mitglied der Wiener Staatsoper Poitschek. Das Referat, ganz musikalisch, dichterisch, in echtem »Weaner Humor«, doch schlicht und einfach, hat bei manchem Sinn und Freude an der Musik wieder aufs neue geweckt. Die Musikpatronin wird sich ein zweites Mal über unser Kollegium gefreut haben!

Das allerwichtigste Ereignis während dieser Zeit war ohne Zweifel der 50. Geburtstag unseres hohen P. Rektors am 15. Dezember. Trotz alarmhaftem Eingreifen der Musik konnte kein freier Tag erreicht werden, aber mit dem Versprechen, es werde später einer folgen, gaben wir uns auch zufrieden. Man glaubt es kaum: Unser Rektor 50 Jahre alt und trotz seines vielen Kummers noch kein graues Härchen. (Der Redaktor wird bei diesen Worten wohl in den Haaren kratzen und nach dem Spiegel schauen!!) Unser aller Wunsch ist der Psalmvers: Generatio Rectorum benedicatur!

Nachdem am 21. Dezember die Subsilvania und am 23. das Konvikt schlichte Weihnachtsfeiern abgehalten hatten, kam endlich der 24. Dezember, jener Tag, über den Grillparzer die Worte geschrieben hat:

Der Tag bricht an, mit ihm ein neues Leben!

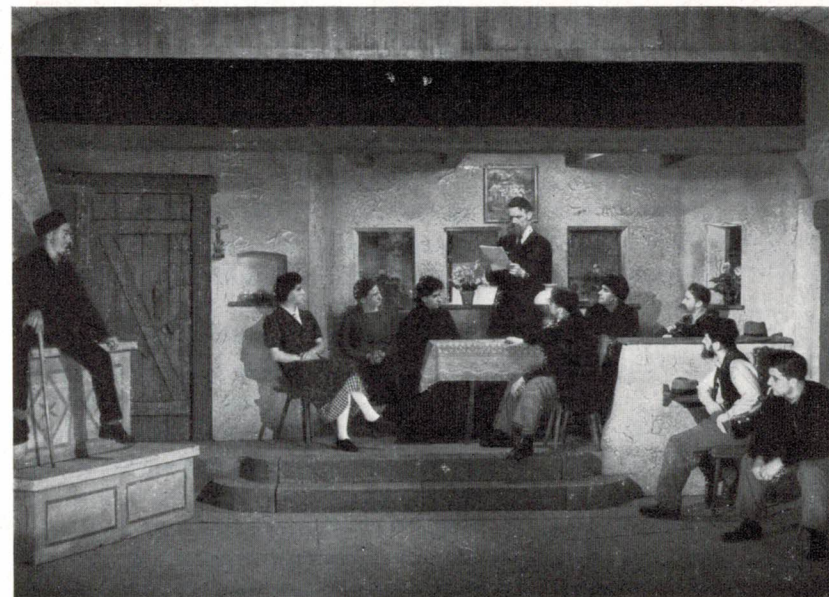
Was war, soll nicht mehr sein, was ist, soll ewig bleiben.

Durch die morgendliche Dunkelheit eilten die Studenten gegen den Bahnhof, und der Brünigexpress führte uns den langersehnten und wohlverdienten Ferien entgegen.

Als am Abend des 7. Januar die Studenten nolens volens wieder ins Kollegium zurückkehrten, überraschte uns P. Rektor mit einem neuen Professor, dem in der letzten Chronik genannten Dr. Hämmerle, der die Stunden von P. Nikolaus — jetzt Pfarrer in Hermetschwil — übernahm. Wir wünschen dem neuen Lehrer guten Erfolg und jene dicke Haut, die jeder Professor haben sollte!!!

Damit die Rückkehr zum Kollegleben nicht so rapite capite vor sich gehe, führte uns P. Rektor schon am 11. Januar wieder außerhalb unsere Gerechtigkeit — ut Pater Pirminius dicere solet — nach Luzern zur Auf-führung von Goethes »Egmont«.

Der Beifall dehnte sich genau so lang,
Bis es uns ohne Schwierigkeit gelang,
Das Züglein nicht mehr zu erteilen,
Und um so länger in Luzern zu weilen!



Szene aus »Hansjoggeli«, Testamentseröffnung

Die alte Burschenherrlichkeit zu pflegen, veranstaltete die Subsilvania nach alter Väterweise am 25. Januar ihren Neujahrskommers, der ein besonderes Gepräge erhielt durch die Anwesenheit des lang-jährigen Sektionspapa Abt-Primas Bernardus, des Gnädigen Herrn Abt Stefanus und des verehrten C. P. von Weber. Bei diesem Anlaß feierte — wenigstens im Geiste — die Altsubsilvania ihren 50. Geburtstag. In der weiteren Öffentlichkeit gedenkt man, ihn im Sommer zu feiern. Das fröhliche »Gaudeamus igitur« beherrschte den ganzen Anlaß bis zum allzufrühen: »Ex! Ex!«

Am Abend des 31. Januar fand im Rekreationssaal des Philosophen-hotels vor zahlreichen Radio- und Pressereportern die Eröffnung der O. S. B. statt. Unter dem Ehrenpatronate des Herrn Präfekten und dem Vorsitz einer dreigliedrigen Jury wickelten sich die Meisterschaftsspiele ohne schwerwiegende Unfälle ab. — Nur 16 tote Stöcke wurden ge-meldet —. Als Sieger ging der Südländer Attila (!!) hervor, selbstver-ständlich gefolgt von zwei St. Gallern. (An den uneingeweihten Leser:

O. S. B. heißt hier: O-lympische S-piele des B-illardklub.) Während die Billardspieler ihre Stöcke zerschlugen, schlugen andere ihre Stöcke auf dem Jaßtisch. Das Jassen hat nämlich in der Rekreation an Bedeutung sehr zugenommen, und auch hier werden große Mätsche ausgetragen.

Am ersten Fastnachtstag, dem Schmutzigen Donnerstag, sah man eine Anzahl Studenten als Skifahrer auf der Frutt, wobei wunderliche Sprünge und zierliche Bewegungen einzelner der Fastnachtszeit zuzuschreiben waren. Eine zweite Hälfte besuchte in Stans das Studententheater, wo das Drama »Der Strom« von Halbe ganz vorzüglich gegeben wurde. Eine weitere Hälfte — (Für denkende Mathematiker eine Zwischenrechnung: Ein paar halbe Studenten geben doch zusammen auch eine ganze Klasse!?) also eine andere Hälfte erfreute sich an der Hauptprobe des Lustspieles »Hansjoggeli, der Erbvetter«. Über das dreimal aufgeführte Drama »Thomas Becket« von Heinrich Federer wurde in den Zeitschriften soviel geschrieben, daß der gute Reporter nichts beizufügen braucht und keine neuen, noch nie gebrauchten Wendungen erfinden muß. Wenn auch das Lustspiel bei der Dorfbevölkerung vielleicht besser »gezogen« hat, so ist das wie jedes Jahr:

Das Obwaldner Volk, das lacht halt gern,
Hat Dramen und Trauerspiel weniger gern.
Und natürlich fällt noch stark ins Gewicht,
Daß die Lustspielschar obwaldnerisch spricht.
Doch war auch »Thomas« ein großer Erfolg beschieden:
Im Vergleich zum Lob, ist der Tadel klein geblieben!

Am Montagabend füllten wir Studenten, Spieler, Orchesteranten und Zuschauer den Theaterraum, um uns nach der bekannten Binaca-Propaganda, die man schon längst auswendig kennt, an dem französischen Lustfilm »Narcisse« zu ergötzen. Das Bauchweh und der Lachmuskelskater dauerten noch lange in die Fastenzeit hinein und Tränen flossen nicht etwa aus Trauer, sondern vor Lachen. Was den Reporter besonders freute, war, daß der Hauptdarsteller die rechte Hand immer mit der linken verwechselte. So geht es nämlich hie und da auch dem Reporter, wenn die Rechte etwas verschweigen sollte und wollte, schreibt es halt die Linke doch hin! Am Fastnachtsdienstag schloß das Theater seine »Saison« durch eine kleine Kneipe im Theatersaal. Auf abends 8 Uhr war im Musiksaal großer Maskenball angesagt. Die

Kapelle »Narcisse« spielte flotte Weisen für Ländler- und Jazzfreunde, und manch Pärlein drehte sich im Kreise. Vom jugendlichen Dirndelkleid bis zum ältesten Großmutterrock wechselten die Kostüme in der buntesten Weise ab. Natürlich muß der Leser im Auge behalten, daß ich hier über das Studentenviertel schreibe, wo das schöne Geschlecht (die Leserinnen werden mir diesen Ausdruck verzeihen) eben durch uns selber dargestellt werden muß, was aber vorzüglich gelang. Nachdem so die Tanzlustigen und die Fastnacht zünftig ausgetobt hatten, gab etwas nach 10 Uhr der Organisator P. Pirmin nach einem fröhlichen Abend das Zeichen »Ende Tanz und Fastnacht«, und am anderen Morgen stand im grauen Büßergewande die magere Fastenzeit vor uns. Das »Memento homo« erinnerte uns daran, daß halt eben nicht immer Fastnacht sein kann.

Der erste Fastensonntag stand ganz im Kennzeichen der Wiederaufnahme der Vereinstätigkeit, da »nur« vier Versammlungen gehalten wurden. Trotzdem fand Professor Trummer aus Ingenbohl eine aufmerksame und zahlreiche Hörschaft zu seinem Vortrag über die Notlage in Steiermark. Die trefflichen Lichtbilder gaben beredtes Zeugnis davon, und der ganze Vortrag war eine Einleitung zur Fastenzeit, wie sie besser gar nicht geboten werden könnte.

Da das herrliche Wetter die Temperatur immer wärmer werden ließ, wurde am 16. Februar das Frühturnen wieder eröffnet. Infolge mangelnder Nachfrage blieb es aber bei der Eröffnungsvorstellung. An Stelle des erwarteten Schnees bescherte uns nämlich Petrus mit einer ordentlichen Kälte, auf der man leider nicht Ski fahren kann, und der erwartete Ski-Tag eben ausbleibt. Das schöne Wetter brachte uns aber doch am 1. März den versprochenen schulfreien Tag. Die einen benützten ihn zum Skifahren in der Höhe, andere schlofen einmal gerne etwas länger und besichtigten das schöne Obwaldnerländchen auf einem Spaziergang. Am selbigen Tage marschierte die Musik vor dem Spital auf, um unserem verehrten Nachbarn, Herrn Verwalter Gasser, zu seinem 75. Geburtstage mit einem kleinen Ständchen zu gratulieren. Auch die gesangsfrohe Subsylvania ehrte ihren Freund und Gönner mit einer bescheidenen Darbietung.

Am Abend des 4. März lauschten die Kirchensänger und Orchesteranten in Luzern voll Begeisterung den »Jahreszeiten« von Haydn. Bei einem Teil waren ja die herrlichen Melodien noch von unserer Ausführung im Jahre 1943 her bekannt. Der Besuch dieses Oratoriums, für Musikliebhaber ein Genuß seltenster Art, bedeutete für Sänger und

Musikanten eine wertvolle Belohnung für die vielen Proben, und der bildende Einfluß wird sich wohl in nächster Zeit bemerkbar machen! — Für jenes Geschlecht Menschenkinder am Kollegium, deren Geist in den »höheren Sphären« sich bewegt, war ein Besuch angenehm, der hier erwähnt zu werden verdient. Ein Brahmane, Herr Pandit Bhatta, gewesener Professor für Philosophie und Sanskrit in Berlin, hielt den oberen Klassen einige Vorträge über Religion und Philosophie in Indien, über Leben und Verhältnisse seiner Heimat.

Otto Ludwig schreibt in einer Novelle: »Es hat kein Pfarrer so lang gepredigt, einmal hat er doch aufgehört.« Auch ich bin nun am Ende meines Berichtes angelangt und ich hoffe, der Leserschaft ein wenig Freude bereitet und alte Erinnerungen bei manchem aufgefrischt zu haben.

Truttmann Isidor.

Bücherbesprechungen

Stebler, Dr. P. Vincentius, Mönch von Mariastein, **Der benediktinische Weg zur Beschauung**. 217 Seiten. Fr. 8.50. Verlag Otto Walter AG., Olten. 1947.

In leicht verständlicher Darstellung sucht der Verfasser in seiner als Dissertation verfaßten Arbeit nicht etwa ein Spezialgebiet zu behandeln, sondern will das benediktinische Mönchtum überhaupt in den Wesenszügen bekannt machen. Gegenüber einer oft etwas zu betriebsamen Tätigkeit mahnt das Buch zu ernstlicher Besinnung und stellt die Beschauung als das Ziel der heiligen Regel in den Vordergrund. In den grundlegenden Ausführungen muß man sicher mit dem Autor übereinstimmen. Beschauung ist der stille Wandel vor Gott, »ein geheimnisvolles Innewerden Gottes im tiefsten Seelen Grunde«. (151)

Was aber ist bei dieser exklusiven Einstellung von jenem vierten Kapitel zu denken, das von den Werkzeugen der guten Werke handelt? Wie ordnen sich Stellen ein, die von der Freude sprechen in der Erfüllung der Gebote und in der Übung der Tugenden, wie etwa am Schluß des Prologes oder im letzten Kapitel? Nur als Vorbereitung zur Beschauung? Und die Tätigkeit der Benediktiner im Laufe der Geschichte? Liegt sie außerhalb der hl. Regel? Sind Benediktinerkloster und Gymnasium zwei verschiedene Welten? Man darf nicht vergessen, daß es zwei Arten von Mystik gibt, eine spekulative und eine asketische. Erstere findet sich unter den Vätern vor allem bei den Alexandrinern und teilweise bei den Kappadoziern. Letztere wird seit Ambrosius besonders im Abendland betont. Durch eifrige Tugendübung soll Christus in uns geformt werden. Es ist die schlichte Nachahmung des Herrn auf Grund des Evangeliums. Wie etwa der hl. Basilius sagt: »Gesunder

Glaube und Wandel nach dem Evangelium machen den vollendeten Menschen aus.« Da der hl. Ordensvater »die Regel unseres heiligen Vaters Basilius«, in der sich diese Definition des vollkommenen Lebens findet, eigens empfiehlt, und einmal sogar von solchen Mönchen spricht, die nicht willens oder nicht fähig sind, etwas zu lernen oder zu lesen, so besteht kein Zweifel, daß auch diese Auffassung des vollkommenen Lebens, die sich von der mehr spekulativen Richtung merklich unterscheidet, obwohl sie weitgehend gleich sind, im Rahmen der hl. Regel sich findet. P. Vincenz beschränkt die Abhängigkeit der Regel etwas zu sehr auf Kassian und Evagrius, bei denen sich stark die Spuren der Alexandriner zeigen. Die asketische Richtung nun, die die Sammlung keineswegs vernachlässigen kann, hat aber doch etwas mehr Spielraum für das Labora.

Diese Bemerkungen wollen nicht ein Entweder — Oder sein, sondern ein Sowohl — Als auch. Diese Weite der hl. Regel vermochte mitzuhelfen, das Antlitz Europas zu gestalten.

P. Dominikus.

Stalder, Johann, **Sucher und Kämpfer**. Ein Jungmännerbuch über die Glaubensnot unserer Zeit. Mit 2 Bildtafeln und 4 Spruchblättern. 117 S. Halbleinen Fr. 8.50. Rex-Verlag, Luzern.

Dieses Bändchen reiht sich würdig an die trefflichen Jungmännerbücher, die der Rex-Verlag bereits herausgegeben hat. Schon die äußere Aufmachung wirkt gediegen und ansprechend. Die beiden Bildeinlagen spiegeln ausdrucksvoll das, was der Verfasser in den kurzen, wechselnden Jungmännerschicksalen schildert: das erste, die innere Spannung und Notlage der zum reifen Manne führenden Entwicklungsjahre, das zweite, die Ruhe und Abgeklärtheit der im ausdauernden Kampf errungenen Bewährung und Glaubensüberzeugung. Die dem Leben und Denken der Jungwelt abgelassene und doch das Feingefühl wahrende Sprache, das Schlichte, Ungesuchte in der Darstellung, der freundschaftliche Ton sind ganz dazu angetan, die Brücke zum jungen Leser zu finden. Die innere Vertrauenshaltung weiß der Verfasser zu gewinnen durch sein teilnehmendes Einfühlen in das Stürmen und Drängen des reifen Menschen, durch das warme Verständnis der geistigen Wandlungen, die das Werden der Persönlichkeit begleiten.

In den einführenden Seiten »Wie es beginnt« zeigt der Verfasser, wie das Reifen des Körpers, wo neue, bisher unbekannte Kräfte und Triebe wach werden und neuartige Sehnsüchte aufsteigen, auch die Seele zu einer großen Entscheidung und Klärung hintreibt, mit Schwierigkeiten auf jedem Gebiete, nicht zuletzt dem des Glaubens. Väterlich mitfühlend legt er dar, wie das alles so sein muß, weil gerade das zur festen, schönen, erprobten Männlichkeit führt, sofern der Jungmann in diesen Jahren sich nicht gehen läßt, sondern das allzu Triebhafte von unten kraftvoll unter die Herrschaft seines Willens bannt und sich klar und frei zu einem bewußten, selbständigen Durchdenken und frohen Bejahen seines Glaubens aufschwingt.

Die Kapitel »Was noch dazu kommt« schildern, wie die geistige Haltung des werdenden Mannes mitgeformt wird durch Erziehung, Umwelt und den Geist der Zeit. Sie zielen darauf ab, dem jungen Menschen die Augen zu schärfen für die vielfältigen Einflüsse unserer modernen Welt, aber auch sein Herz zu wappnen gegen die offenen und verborgenen Gefahren der jugendlichen Glaubensnot, damit sie nicht unheilbare Erschütterungen heraufbeschwören.

Im letzten Teil »Um was es geht« forscht der Verfasser mit dem jungen Sucher und Kämpfer nach Wegen und Mitteln, die zu frohem, starkem Glauben emporführen. Ungekünstelt und klar werden die entscheidenden Bedingungen des wahren Glaubenslebens dargelegt und gezeigt, wie der Glaube eine bewußte Tat des Verstandes, noch mehr ein tapferes Ja des Willens, vor allem ein Geschenk von oben, eine Gnade ist, die erlitten sein will und durch beharrliches Gebet sicher erlangt wird.

Dabei ist das lehrreiche Buch doch nicht lehrhaft und schulmeisterlich geschrieben. Es will kein trockener Wegweiser sein für fertige Lösungen in Glaubensnöten; vielmehr bietet es seine Gedanken dar in einer bunten Reihe äußerer und innerer Jungmännerlebnisse, wie sie die wechselnden Umstände in Stadt und Land, in den Lehrjahren, an der Hochschule, in Fabrik und Militär, beim geselligen Beieinandersein und auf dem Arbeitsplatz, im Zusammenspiel der wild durcheinanderwogenden Weltauffassungen der modernen Gesellschaft mit sich bringen. Noch mehr packen würde es, wenn mehr wirkliche Beispiele eingestreut wären. Abwechslungsreich ist auch die Form der Darbietung: bald erzählend und berichtend, bald in Brief- und Antwortschreiben, dann wieder in vertraulichen Zwiegesprächen. Es sind keine ermüdenden, langatmigen Erörterungen, sondern kurze, kernige Wegweisungen, in denen das Grundsätzliche für die Lebensführung in den Jahren des Mannwerdens ausgesprochen ist: Geduld in der Glaubenskrisis, Festhalten und tatkräftiges Üben des Glaubens gerade in den Zeiten, wo Gefühl und Freude daran verblassen; kluges Maßhalten im Lebensgenuß, weil das zu beglückender Selbstmeisterung stählt; sorgsame Wahl der Freunde; nicht Massenmensch, sondern Entfaltung der eigenen Persönlichkeit im selbständigen Denken und Urteilen, ohne aber die Grenzen menschlichen Forschens zu übersteigern; stetes Vertiefen in den Glaubenswahrheiten, verbunden mit Gebet und tapferem Bekennenmut. Das alles formt den echten Mannesgeist, weckt tiefste, innere Freuden an unserm herrlichen Glaubensgut, das allein frohe, weltweite, zielsichere Lebenshaltung und Lebensgestaltung zu schenken vermag. Die vier eingestreuten Spruchblätter aus der Hl. Schrift sind wie Leitsterne, in denen diese Gedanken zusammengefaßt sind.

So ist dieses kleine Buch berufen, den reifenden Menschen Verständnis für ihre eigenen Schwierigkeiten und Aufmunterung zum mutigen Durchhalten zu geben, ihnen den Weg zu glaubensfroher Männlichkeit zu weisen. P. Raphael.

Bichlmair, Georg, S.J., **Der Mann Jesus**. 288 S. Halbln. Fr. 11.50, br. Fr. 8.50. Rex-Verlag, Luzern.

Der Verfasser wollte kein »Leben Jesu« schreiben. An solchen herrscht kein Mangel. Er beabsichtigte auch nicht, uns den Gottmenschen als Menschen nahezubringen. Dies besorgt in vorzüglicher Weise sein Mitbruder Erzbischof Alban Goodier in seinem großen Werk »Jesus Christus als Mensch unter den Menschen«. Bichlmair verfolgt die Absicht, einen einzelnen Zug im Charakterbild Christi herauszustellen, nämlich sein Mannestum. Es werden darum nur seine typisch männlichen Züge ins Blickfeld gerückt. Diese Art der Darstellung setzt ein gründliches Studium der Christologie voraus, vermittelt aber auch reiche christologische Kenntnisse. Es ist, als ob das »Licht der Welt« in einem neuen Lichte vor uns stünde, indem Probleme aufgeworfen werden, die bisher nie aufgerollt wurden. So wird zum Beispiel im Abschnitt »Schöpfer des Gottesreiches« keine Theologie des Reiches Gottes geboten, sondern nur dargelegt, wie sich das Mannestum an diesem Werke offenbart. In »Gottgeweihte Manneskraft« legt der Verfasser das tiefste Wesen des priesterlichen Zölibates dar. So versteht er es auch, in andern Abschnitten (Mann im Dienste der Lebensaufgabe, Mann vor Gott, Mann im Kampfe) uns den Heiland als Vorbild für unser persönliches Verhalten hinzustellen, ohne viele aufdringliche Mahnungen zu erteilen, gleichsam als Selbstverständlichkeit, von Christi Haltung auf die christliche Haltung hinzuweisen, die hier besonders eine männliche Haltung ist. Wirklich eine Nachfolge Christi für Männer jeden Standes, besonders den Studenten der obern Klassen und den Akademikern zu empfehlen.

P. Hugo.

Hunkeler, Leodegar, **Vom Mönchtum des heiligen Benedikt**. Gedanken über benediktinische Wesensart, Geschichte und Kultur. Mit 40 Textillustrationen und 16 Kunstdrucktafeln. 196 S. Verlag Heß, Basel. Pappbd. Fr. 9.—, Leinen Fr. 10.50.

Dieses Buch des Gnädigen Herr von Engelberg, gewidmet Sr. Gn. Aptprimas Bernardus, gibt uns einen willkommenen Überblick über die Entwicklung des Mönchtums überhaupt und besonders des Ordens des heiligen Benedikt und macht uns in äußerst ansprechender, leicht verständlicher Art bekannt mit der benediktinischen Geschichte, Eigenart und Kultur. Der Abschnitt über die heilige Regel gibt einen wertvollen Einblick in ihre wichtigsten Kapitel und wird zu einem Loblied auf jenes Büchlein, das eine so große Gefolgschaft und einen so nachhaltigen Erfolg hatte. Ein kurzer Rundgang durch die benediktinische Kulturarbeit beschließt das schön ausgestattete Buch. Für Studenten und ehemalige Benediktinerschüler bildet es ein gediegenes Geschenk. Aber es eignet sich auch für solche, die vom Klosterleben einen falschen oder überhaupt keinen Begriff haben. Das Buch hält, was der Autor im Vorwort verspricht: es ist »eine Orientierung weiterer Kreise über das Klosterleben«. Es kann bestens empfohlen werden.

Isidor Truttmann, stud. II. Lz.

Leo der Große. **Heilige Festfeier.** Predigten an die römische Christengemeinde. Eingeleitet und übertragen von Dr. P. Franz Fäßler, Benediktiner von Engelberg. Verpflichtendes Erbe, Band 5/6, Gruppe: Christliches Altertum. Luzern 1947. Rex Verlag. Fr. 3.50.

Seit Jahren hat sich der Rex Verlag große Verdienste um die Verbreitung der Papst-Enzykliken in deutscher Sprache erworben. So lag es nahe, zeitlose Papstworte aus dem christlichen Altertum einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die ältesten Predigten, die uns von einem Papste schriftlich überliefert sind, sind jene Leos des Großen, der die Kirche Gottes von 440—461 regierte. — In dem vorliegenden Bändchen hat der Herausgeber Dr. P. Franz Fäßler eine glückliche Auswahl aus diesen Predigten getroffen, wobei er jene bevorzugte, die in den Lesungen des römischen Breviers auszugsweise verwertet werden. Es sind Predigten auf die großen Herrenfeste des Kirchenjahres, in denen Papst Leo es besonders gut versteht, tiefe Gedanken des Festgeheimnisses mit praktischer, christlicher Lebensweisheit zu verbinden. Zwei Fastenpredigten bieten bleibende Grundsätze gesunder Abtötung und christlicher Fastenübung. Die Festpredigten auf die beiden Apostelfürsten und auf den hl. Märtyrer Laurentius sind tiefempfundene Worte, wie sie nur ein Heiliger findet, der über Heilige predigt. Ganz als Vater der Christenheit spricht Leo der Große in den beiden Ansprachen anlässlich seiner Wahl zum Papste und am Jahrestage seiner Konsekration. — Das Bändchen ist im gewohnten netten Rahmen dieser Reihe: eine treffende Einführung macht mit den nötigen Voraussetzungen für eine fruchtbare Lektüre vertraut. Der Text der Predigten ist in gutem Deutsch geboten; abschließend findet sich eine Lebensbeschreibung und Würdigung Leos des Großen. P. Pirmin.

Baur, P. Benedikt, **Ave Maria.** Gedanken über das Geheimnis der Jungfrau-Mutter Maria. 4 Bildtafeln. 144 S. Lw. Fr. 55.0. Rex Verlag Luzern.

In schlichter Form bietet der bekannte liturgisch-asketische Schriftsteller Erzabt Baur von Beuron in teilweise neuer Sicht das vertraute Bild Mariens. Es werden eigentliche Perlen geistlicher Betrachtung geboten und ganz unvermerkt und unauffällig goldene Wahrheiten gesagt und eine gesunde Ascese vertreten, die niemand abstößt. Unbefriedigend jedoch ist die Auswahl der Bilder, weil sie ohne Rücksicht auf den Text angeordnet und alle im gleichen Genre gehalten sind. Und doch hätten wir so viele schöne Darstellungen der Unbefleckten, der jungfräulichen Mutter, der Mutter der Schmerzen auf dem Kreuzwege und bei der Grablegung, Bilder, welche die Himmelfahrt, die Herabkunft des Hl. Geistes und Maria als Mittlerin aller Gnaden und so weiter zeigen. Sonst aber macht das Büchlein jedem Marienverehrer Freude.

P. Bonaventura, Rektor.

Unsere Toten

(Die Zahlen nach den Namen bezeichnen die Studienjahre am Kollegium.)

Oberst Hans Imfeld von Sarnen (1914—1918).

Eine Zeitungsnotiz kann mitunter einen ahnungslosen Leser grausam überfallen. Das erfuhr zu seinem Schrecken Carlo Imfeld, als er am 6. Juli auf dem Weg zur Arbeit in einem Genfer Morgenblatt die Depesche las, daß Oberst Imfeld, d. h. sein Bruder, am 3. Juli in Saigon einem feigen Attentat zum Opfer gefallen sei. Lange ging es, bis die offizielle Bestätigung dieser traurigen Nachricht die Angehörigen erreichte. Hans Imfeld wurde am 21. Juni 1902 im Rütihaus zu Sarnen als ältester Sohn des Tapezierers und langjährigen Sektionschefs Johann Imfeld geboren und besuchte von 1914 bis 1918 das Gymnasium. P. Ivo und P. Pius waren unter anderen seine Mitschüler. Aber das Studium schien dem hochaufgeschossenen Hagern Hans zu lange zu dauern, und so verließ er nach der 4. Klasse das Kollegium und ging ins Welsche, um dort die französische Sprache schneller zu erlernen und sich kaufmännisch auszubilden. Doch auch diese Laufbahn schien ihm nicht bestimmt zu sein. Das unruhige Blut der Reisläuferahnen, das er vom Vater, der selber in Spanien und Algier gewesen war, geerbt hatte, zog ihn 1925 nach Westen. Um französischer Kolonialoffizier zu werden, optierte er, ohne auf das Schweizerbürgerrecht zu verzichten. Dasselbst studierte er unter unsäglichen Bedingungen mutvoll die humanistischen Fächer weiter und machte als dritter von 73 Bewerbern das Baccalaureat. Nach harten Jahren der Ausbildung an französischen Militärschulen erwarb der rastlos Strebende in Fontainebleau als erster das Brevet eines Artillerieleutnants. Ueber Nordafrika und Syrien führte ihn die militärische Laufbahn nach Indochina, wo sein jüngerer Bruder Anton bereits in der Bierindustrie erfolgreich tätig war. Mit ihm durchstreifte er als Hauptmann das noch von keinem Europäer betretene Landesinnere und erwarb unschätzbare topographische Kenntnisse und vor allem intime Vertrautheit mit der ganz anders gearteten Denkweise der Eingeborenen. Die totale Niederlage Frankreichs 1940 und der Einmarsch der Japaner in Indochina schienen der Karriere Imfelds ein jähes Ende zu bereiten. Aber als überzeugter Anhänger de Gaulles, des Retters Frankreichs, machte er den Japanern von China und Indien aus viel zu schaffen. Die französische Republik erkannte das militärische und politische Geschick und vor allem die Verdienste Imfelds um die Erhaltung dieser wertvollen Kolonie, indem sie den mutigen Widerstandskämpfer zum Kommissär des Königreiches Laos, eines Gebietes fünfmal größer als die Schweiz, ernannte. Kein geringerer als der berühmte Karmelit Admiral Thierry d'Argenlieu, Hochkommissär Frankreichs in Indochina, zeichnete den zum Obersten avancierten Schweizer am französischen Nationalfest, 14. Juli 1946, in Saigon mit dem Ritterorden der Ehrenlegion, dem Kriegskreuz und der Widerstandsmedaille



aus. Noch zu Beginn dieses Jahres 1947 errang Hans Imfeld in überlegener Strategie bei Son-la einen glänzenden Sieg über den dreifach stärkeren Gegner des Vieth-Minh. Dadurch ward er den aufständischen Einheimischen ein Gegenstand der Furcht und des Hasses. Da er aber als echter Sohn der Ur-schweiz selber keine Furcht kannte, war er trotz seiner sonstigen Klugheit unvorsichtig und trug außer im Feld nie Waffen bei sich, und so fiel er als Opfer eines anamitischen Meuchelmörders in dem Augenblick, als er sich anschickte, nach Europa zu reisen und sein fernes Mütterchen, dem er so viel, vor allem die an ihm gerühmte Spannkraft und Energie, verdankte, zu besuchen. Die Schweizer Illustrierte brachte in ihrer Nummer vom 27. August 1947 einen ausführlichen Bildbericht über den so tragisch ums Leben gekommenen. Der tieftrauernden Frau Imfeld, die ja gar viele Alt-Sarner als ihre gute Pensionsmutter verehren, und den wackeren Brüdern des Verstorbenen gilt unser aufrichtiges Beileid. R. I. P. P. Bonaventura, Rektor

Apotheker Josef Schmid, Luzern (1900—1902).

Als Sohn des Bundesrichters Dr. Franz Schmid 1880 in Altdorf geboren, verlebte der geweckte Knabe sorgenlose Jugendjahre. Nach der Primarschule ging er zuerst an das Jesuitenkollegium in Feldkirch und

legte dort bei Dr. P. Richen den Grund zu seinen bedeutenden naturwissenschaftlichen Kenntnissen. Das Lyzeum machte er bei uns in Sarnen, bestand die Matura glänzend und begann sein pharmazeutisches Fachstudium an der Universität in Lausanne, wohin sein Vater als Bundesrichter übersiedelt war. Nach Abschluß der Studien erwarb er die Apotheke Stierlin in Altdorf und vermählte sich bald darauf mit der Tochter von Professor Paul Siegwart. Gott segnete den Lebensbund mit vier blühenden Kindern und Wohlstand. Der erfolgreiche Apotheker nahm regen Anteil am politischen und gesellschaftlichen Leben Altdorfs als Gemeinderat und Mitglied verschiedener Vereine. Man sah es daher nicht gern, als der initiative Mann zu Anfang der dreißiger Jahre sich in Luzern niederließ und die Apotheke Forster am Kapellplatz betrieb. Auch hier erfreute sich der tüchtige Geschäftsmann bald einer großen Kundschaft und eines großen Bekanntenkreises. Sein jäher Tod am 1. September 1947 erfüllte die zahlreichen Freunde mit tiefer Trauer. Seine sterblichen Überreste ruhen im Schatten der Altdorfer Kirche und bezeugen die treue Verbundenheit des Verstorbenen mit dem Lande seiner Väter. R. I. P.

H. H. Albert Steiner, Pfarrer von Fontenais (1921—1923).

Allzufrüh nach menschlichem Ermessen starb am 2. Juli 1947 im Spital zu Delsberg H. H. Albert Steiner, Pfarrer von Fontenais. Man wußte ihn zwar seit der Fastenzeit krank, aber niemand glaubte an ein so rasches Ende. Aus Zürich stammend, aber doch ein echtes Kind der Freiberge, wurde Albert am 17. Januar 1900 als Sohn des Spenglermeisters Steiner in Les Bois geboren. Abbé Juillard, der jetzige Spitalpfarrer von Delsberg, ahnte nicht, daß er einst der Primizfestprediger seines Täuflings und auch sein Beistand im Tode sein werde. Albert verbrachte seine glücklichen Jugendjahre in Saignelégier, wo er Lehrer, Erzieher und Mitschüler durch seinen lebhaften Geist bezauberte. Schon sehr früh fühlte er sich zum Priester berufen und versah als zehnjähriger Chorknabe bereits den Dienst des Vorsängers und Sakristans. Seine humanistischen Studien begann er bei den Chorherren in St. Maurice und beendigte sie 1923 mit der Matura bei den Benediktinern in Sarnen. Nach seiner Priesterweihe wirkte Abbé Steiner zuerst mit Eifer als Vikar in Le Noirmont, wurde dann 1930 als Pfarrer in Fontenais in der Ajoie installiert. Schon nach zwei Jahren konnte er seiner geliebten Gemeinde eine neue Kirche übergeben, die jetzt dem Dorf den Stempel aufdrückt. Das aufgeschlossene, gerade und gastfreundliche Wesen des jungen Pfarrers, der nicht nur gern auf die Hasenjagd ging, sondern ein ebenso wacher Seelenjäger als guter Prediger war, gewann in kürzester Zeit die Herzen aller Pfarrkinder. Die Trauer war allgemein, als der himmlische Hausvater ihn als volle und reife Garbe am Feste Mariä Heimsuchung, an dem der Knabe 1911 die erste heilige Kommunion empfangen hatte, in die himmlischen Scheunen heimholte. R. I. P.

Herr Nikolaus Elmiger, Dagmersellen (1908—1909).

Als einziger Sohn des Großrats Elmiger 1893 geboren, besuchte der gut talentierte Knabe zu Hause die Primar- und Sekundarschule und trat dann in die 1. Realklasse des Kollegiums Sarnen ein, wo er sich durch sein Pflichtbewußtsein und seinen Arbeitswillen auszeichnete. Nach dem Besuch der landwirtschaftlichen Schule in Sursee betrieb er mit Sachkenntnis und Erfolg den väterlichen Hof im Oberdorf. Als flotter Reiter diente er im ersten Weltkrieg bei der Guiden-Schwadron 12 dem Vaterlande. Seine tüchtige Lebensgefährtin Marie Steiner von der Sagen schenkte ihm acht stramme Söhne und zwei fleißige Töchter, die es ihm ermöglichten, eine zweite Liegenschaft zu erwerben. Nicht nur die Angehörigen, sondern auch seine Mitbürger, die den zuvorkommenden Mann in die Schulpflege und andere Behörden gewählt hatten, trauern um den am 8. Juli 1947 allzu früh Dahingegangenen. R. I. P.

P. Benedikt Villiger O.S.B., Conception, U.S.A. (1891—1896).

Burkard Villiger war geboren am 14. Oktober 1875 in Auw (Aargau). Seine Zwillingschwester, Maria Kaufmann, Holderstock bei Sins, die ihm im Tode voraus ging, war die Mutter dreier Altsarner. Burkard besuchte in Auw die Primar- und in Sins die Sekundarschule und kam dann 1891 nach Sarnen in die 4. Gymnasialklasse, wo er 1896 die Matura ablegte. Schon in der 4. Klasse war er mit seiner Berufswahl fertig: er wollte Benediktiner werden und stellte sich zu diesem Zweck im folgenden Jahre seinem zukünftigen Abt Frowin von Abbey Conception vor und bat bereits um Aufnahme. Im Hinblick auf seinen Aufenthalt in Amerika studierte er eifrig Englisch und machte in diesem Fach Matura. Und weil er über dem großen Ozean das Reiten brauchen konnte, wählte er für die Rekrutenschule den Dienst des Trainsoldaten. Mit ihm gingen dann im August 1896 noch zwei andere Sarner Studenten ins gleiche Kloster: Burkard von Waltenschwil und Amhof von Auw. Nach dem Studium der Theologie studierte P. Benedikt an der Jesuiten-Universität in Omaha Mathematik, Physik, Astronomie und Chemie, Fächer, die er dann 40 Jahre lang bis 1941 mit Erfolg an der Klosterschule dozierte. Drei Jahre hat ihn sein Abt einem Benediktinerkloster und Kolleg in Südamerika, in San Paolo und in Montevideo ausgeliehen, um Physik und Chemie zu lehren und um daselbst die Sternwarten einzurichten, da es an Patres fehlte, welche die Instrumente fachgemäß installieren konnten. Bei seinem Weggang erschien in einer Tageszeitung eine bebilderte Festnummer über P. Benedikt und seine Verdienste um die Schule. Da hieß es unter anderem: »Über sein Portugiesisch lachten anfangs einige Büblein, aber nicht lange, denn er stellte solche Forderungen, daß ihnen das Lachen verging, und er hielt stramme Disziplin.« In den Ferien half er unzähligen Klosterfrauen zur Ablegung der staatlichen Examen für höhere Klassen oder übernahm Aushilfestellen in der Pastoration.

1905 besuchte er noch einmal die liebe Heimat, als sein älterer Bruder Johann in St. Beunos College, Wales, England, zum Priester geweiht wurde und daselbst primizierte. Bei dieser Gelegenheit sammelte er in der Schweiz gegen 20 Ordenskandidaten und -kandidatinnen und führte sie mit sich in verschiedene Klöster der Vereinigten Staaten. Seit 1941 wirkte er als Spiritual in einem Benediktinerinnenkloster in Tuscon, Arizona, von wo aus er noch andere Klöster als Beichtvater und Spiritual zu betreuen hatte.

Im Februar 1946 war seine Kraft erschöpft; er kam ins St. Francis Hospital, Maryville. Die Ärzte erklärten ihm, seine Tätigkeit sei zu Ende, ebenso aber auch ihre Kunst. Er schrieb noch vom Spital aus im Oktober 1946: »Ich bin ganz ergeben und immer noch frohen Gemütes trotz aller Atemschwierigkeiten und des Hustens, denn in Jesus Christus kann mir nichts Böses widerfahren.« So ging er am 7. August 1947 in die Freuden seines Herrn ein. R. I. P.

P. Johann Bapt. Villiger.

Seit unserer letzten Berichterstattung starben folgende Altsarner: Am 9. Januar 1948 H. H. Pfarr-Resignat Wilhelm Spirig von Widnau St. Gallen (1891—1897). — Am 23. Januar Herr Josef Meienberg, Winterswil, Aarg. (1926—1934), erst 34jährig. — Am 9. Februar H. H. Chorherr Josef Schürmann von Beromünster, gewesener Pfarrer von Schwarzenbach (1893—1897). — Am 8. Februar Herr Eduard Rohrer von Sachseln (1876—1877). R. I. P.

Personalnachrichten

Geistliche Ämter und Würden

H. H. Ludwig Soliva, bisher Vikar an der Churer Domkirche, wurde zum residierenden Domherrn, Sextar und Poenitentiär ernannt. Als Pfarrer von Peiden ward H. H. Christian Riedi, Pfarrer von Medels, auserkoren. Neubestellter Pfarrer von Koblenz ist H. H. Ludwig Tschann, zuvor Pfarrhelfer in Villmergen; und H. H. Franz Schwegler wirkt seit August 1947 als Pfarrhelfer in Wohlen. Aus Schweden kommt die Nachricht, daß H. H. Franz Lusser Rektor der Birgittinnen in Vadstena geworden ist. Folgende Herren, die an Weihnachten das Subdiakonat empfangen hatten, wurden am Passions-Samstag zu Diakonen geweiht: Werner Gasser von Zeiningen, Eugen Geißmann von Hägglingen, Oswald Notter von Nieder-Rohrdorf, Werner Thommen von Stein und Ernst Wenger von Reinach.

Wahlen und Berufungen

In Bern ist Dr. Georg Vieli Stadtrat geworden. Dr. iur. Gottfried Hoby von Flums ging aus den letzten Wahlen als Kantonsrat hervor. Dr.

Anton Maier von Arlesheim hat sich in Othmarsingen als Apotheker etabliert. — Herr Dr. med. vet. Martin Keusch wurde wiederum Gemeindeammann von Zurzach.

Militärische Beförderungen

Dr. med. vet. Josef Bürki von Olten und Paul Forster, Tierarzt in Flawil, wurden zu Veterinär-Majoren und Paul Küng von Thun zum Flieger-Hauptmann befördert.

Examen

Den Doktorhut holten sich in Freiburg Herr Jost Dillier von Sarnen (Dr. beider Rechte) und Herr Walter Hug von Boswil. Herr Franz Meier von Schaffhausen und Herr Alfred Huber von Großwangen doktorierten daselbst in Nationalökonomie. In Zürich bestand Herr Paul Weder von St. Gallen das medizinische Staatsexamen und Herr Julius Senn von Baden das 2. Vordiplom an der E.T.H. Herr Werner Küng von Alpnach hat das erste medizinische Prope mit bestem Erfolg bestanden, und Herr Josef Steger von Ettiswil hat das Lizentiat der Rechte gemacht.

Verlobungen

Glückliche Verlobung melden: Herr Dr. Ehrsam Paul von Bern mit Fräulein Rösli Berta aus Interlaken; Herr Hermann Tanner von Bern mit Fräulein Trudy Waser aus Engelberg; Herr Robert Britschgi aus Kerns mit Fräulein Berta Reinhardt (Lehrerin daselbst), und Herr Hans Andermatt, Lehrer in Kerns, mit Fräulein Kurmann von Luthernbad; Herr Josef Dinkel, Eiken, mit Frl. Erika Christ daselbst; Herr Felix Stoffel von Zürich mit Frl. Esther Fleiner von Küsnacht.

Familienzuwachs

Zu Beginn des neuen Jahres wurden Herr und Frau Titus Zangger-Fringeli von Grüningen zu ihrer großen Freude mit ihrem Stammhalter Titus beschenkt. Aus Aarau melden Herr und Frau Hermann Wettstein-Nietlispach erfreut die glückliche Geburt ihres dritten Töchchens Gabriela Edith. Auch Herr und Frau Gerichtspräsident Dr. Franz Durrer-Ehrler haben nach dem Eintreffen der Prinzessin Katharina ein Dreimäderlhaus eingerichtet.

Allseits herzliche Glückwünsche!

Redaktionsschluß für die nächste Nummer: 31. Mai.
Verantwortliche Schriftleitung: Dr. P. Bonaventura Thommen.
Druck: Buchdruckerei Louis Ehrli & Cie., Sarnen.
Expedition: P. Rupert Amschwand, Kollegium, Sarnen.
Die Kollegi-Chronik erscheint viermal im Jahr.
Bezugspreis: Fr. 3.50. Postscheck VII 6875. Kollegi-Chronik, Sarnen.